Abonnementspreis
[illegible] Unterhaltungs-Beilage [illegible] einschl. Bringerlohn [illegible]. Bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6606) pro Vierteljahr M. 2,75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 6 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mindestens 3maliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition angegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 148. | Dresden, Sonnabend den 29. Juni 1901. | 12. Jahrg.

„Versöhnungssymptome."

Die unterschiedlichen Herren Kannegießer haben vor kurzem wieder einmal ein schönes Thema in der Arbeit gehabt, wobei sich auch großartig in Byzantinerei machen ließ: Ein französischer General ist vor den Fahnen der Garde durch die Straßen Berlins geritten. Verwundert schütteln die braven Politiker bei diesem Gedanken das wohlweise Haupt und rufen: „Wer hätte so etwas vor 30 Jahren für möglich gehalten."

Es wäre gewiß niemandem lieber als der Sozialdemokratie, wenn der bewußte Vorgang wirklich eine Besserung der bekannten Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland anzeigen würde, aber wir können auch mit dem besten Willen eine solche Schlußfolgerung nicht ziehen. Der französische General ist doch nicht freiwillig nach Berlin gekommen, sondern er mußte der höflichen Einladung, die ihm geworden und die abzulehnen ein Ding der Unmöglichkeit war, einfach folgen. Ebenso war es mit seinem Ritt vor den Fahnen. Von selbst hat sich der Herr gewiß nicht auf diesen Platz begeben, sondern auch hierzu wurde er eingeladen und auch diesem Wunsche konnte er sich nicht widersetzen. Er befand sich in einer ganz ähnlichen Zwangslage wie vor kurzem der russische Botschafter, der trotz des russischen Bündnisses mit Frankreich den Geburtstag des Zaren feierlich in Metz begehen mußte. Aus solchen durch die Gesetze der internationalen Höflichkeit geschaffenen Situationen irgend welche politische Schlüsse zu ziehen, ja sie sogar als Symptome der Annäherung der Nationen oder besser gesagt der Regierungen zu preisen, ist doch äußerst gewagt. Ja es erscheint uns sogar fraglich, ob derartige Einladungen und Auszeichnungen den gewiß aufrichtig gemeinten und an sich sehr begrüßenswerten Zweck der Versöhnung nicht nur nicht erfüllen, sondern ihn nicht eher hindern. Zieht man z. B. die Stimmung des französischen Offizierkorps gegen Deutschland in Betracht, so ist es kaum unwahrscheinlich, daß dem französischen General sein Ritt vor den [illegible] am 18. August 1870 bei St. Privat wehten, be[illegible]te. Auch das französische Volk und seine Regierung [illegible] diesem Vorgang voraussichtlich mit mäßigem Vergnügen aufgenommen haben. Die Thatsache aber, daß man sich zu derartigen eigentlich sehr unerwünschten Akten notgedrungen herbeilassen mußte, birgt zweifellos die Gefahr neuer Verstimmungen in sich.

Nun ist es allerdings möglich, daß man in Berlin mit den Einladungen, die zuerst an den russischen Botschafter nach Metz und dann an den französischen General nach Berlin ergingen, noch einen anderen Zweck verfolgte. Ebenso wie in Metz, wo über 20 000 Mann aufgeboten waren, bildeten auch in Berlin militärische Paraden das Hauptschauspiel für den Gast. Und vielleicht huldigt man auf deutscher Seite der Anschauung, daß die Exaktheit der deutschen Exerziermanöver auf Ausländer so imponierend wirken müsse, daß diesen alle Kriegsgelüste vergingen. Wir wissen nicht, welche Eindrücke der russische Botschafter in Metz empfing, dafür aber hielt der französische General mit seinem Urteil über die preußischen Truppen, die er gesehen hatte, nicht hinter dem Berge. Gerade den Stolz der deutschen Armee, besonders der Garde, nämlich den Parademarsch, that er mit dem höchst respektwidrigen Ausspruch ab: „Mit Parademarsch gewinnt man kein Austerlitz." Es hat nur noch gefehlt, daß er statt Austerlitz, wo Napoleon die Russen und Oesterreicher schlug, Jena, das bekanntlich der große Prügeltag für die preußische Armee war, genannt hätte. Uebrigens scheint der deutsche Parademarsch auch bei den französischen Offizieren, die in China stehen und daher „den Stolz" unserer Armee ebenfalls aus nächster Nähe beobachten können, eine äußerst geringe Wertschätzung gefunden zu haben, wie die Nummer eines humoristischen chinesischen Schattenspiels, das im französischen Offizierskasino zu Paotingfu vor wenigen Monaten aufgeführt wurde, darthat. Besagte Nummer bestand nämlich in der Vorführung einer deutschen Patrouille, die im Parademarsch ihre Köpfe verrenkt, ihre Beine bis zur Nase hinauswirft und mit den Armen schlenkert. Dabei wurde von einem Franzosen unausgesetzt: „Haugen rechts! Haugen links!" gerufen. Doch was sagte General Bonnal weiter? Gewiß, meinte er, seien die deutschen Soldaten prächtige Truppen, aber die französischen seien auch ausgezeichnet, beide seien würdig, sich miteinander zu messen, und könnten manches von einander lernen. In gutes verständliches Deutsch übersetzt heißt dies nichts anderes als: „Wir fürchten Euch gar nicht und wenn auch bei uns nicht alles in Ordnung ist, so habt Ihr doch auch Eure Fehler." Somit war die Kritik des französischen Generals eine große Enttäuschung für jene, die die deutsche Armee für ein Unikum, ein Muster halten. Deutsche „Patrioten", die die Wahrheit absolut nicht sehen wollen, werden vielleicht der Anschauung sein, daß Herr Bonnal die Ueberlegenheit der deutschen Truppen überhaupt nicht zugeben durfte und daher wohl gegen seine innere Ueberzeugung gesprochen habe. Mit Verlaub, dies ist sehr unwahrscheinlich. Der deutsche Spießbürger, der seine Kenntnis des Krieges 1870/71 aus den Schriften der Tanera ꝛc. schöpft und jeden Parade- und Manöverbericht der gutgesinnten Presse mit freudigem Schauer liest, meint freilich, die deutsche Armee würde jede andere im Handumdrehen über den Haufen werfen. Wer sich aber in der Geschichte des Feldzuges 1870/71 etwas mehr umgethan hat, der weiß, daß die großen deutschen Erfolge damals viel weniger auf die deutsche Führung als auf das falsche französische Mobilmachungssystem und den fabelhaften Schlendrian, der im französischen Heer eingerissen war, zurückzuführen sind. Und wer weiter schon eine Reihe „von Schlachten und Gefechten" auf deutschen Manöverfeldern mitgemacht hat, der weiß, daß auch die deutschen Offiziere nicht lauter Napoleons sind. Und daß es endlich mit der kriegsgemäßen Ausbildung des deutschen Soldaten nicht gut bestellt ist, weil vor lauter Paradedrill keine Zeit für sie bleibt, ist auch jedem bekannt, der seine Nase tiefer in den Truppendienst hineingesteckt hat. Wenn man z. B. aus einer Schützenkette die Offiziere und Unteroffiziere austreten und die Mannschaften sich selbst überläßt, kann man nur zu oft Bilder der größten Hilflosigkeit erblicken. Warum sollen uns die Franzosen also fürchten? Sie haben ihr unrichtiges Mobilmachungssystem geändert, sie werden wohl auch dem Schlendrian zu Leibe gegangen sein, sie haben ein sehr gebildetes und tüchtiges Offizierskorps — die Kriegsschule von St. Cyr steht bedeutend höher als die deutschen Kriegsschulen — die Herren scheinen auch, wie die Berichte aus China beweisen, viel einfacher und spartanischer zu leben als die deutschen Offiziere, und nicht zuletzt kennt die französische Armee den übermäßigen Drill, der unnütz Zeit weg nimmt und außerdem den Mann unselbständig macht, nicht.

So sind wir der Ueberzeugung, daß alle die Einladungen und Paraden, mögen sie nun als reine Akte der Liebenswürdigkeit oder auch als wohlwollende Warnungen im Interesse des Friedens gemeint sein, sehr wenig fehlen. Viel wirksamer wäre es, wenn Deutschland seine theoretische Friedensliebe durch eine entsprechende Praxis bestätigen und dadurch auch in Frankreich wirklich zur Beruhigung beitragen würde. Das französische Volk hat so wenig Lust nach einen Krieg mit uns, wie wir nach einem Krieg mit ihm, sondern es lebt nur in einer gewissen Besorgnis vor Deutschland, die von den chauvinistischen Hetzern gelegentlich ausgenützt wird. Und diese Besorgnis hat leider ihre Gründe, denn das deutsche Reich steht immer an der Spitze der Rüstungen, es eilt von Militärvorlage zu Militärvorlage, von Marinevermehrung zu Marinevermehrung. Ferner sind auch die offen angekündigten Pläne von einer deutschen Weltherrschaft nicht dazu geeignet, das gegen Deutschland gehegte Mißtrauen zu zerstreuen. Und endlich paßte die Art und Weise, wie die Chinaexpedition inszeniert wurde, sehr schlecht zu der stets versicherten Friedensliebe Deutschlands. Mit einer wahren Gier stürzte man sich auf das Unternehmen, nur mühsam und mangelhaft wurde die Freude darüber, daß nun endlich eine Gelegenheit zum Kriegführen da sei, verhüllt. Namentlich solche Episoden geben den anderen Nationen zu denken.

R. K.

Politische Uebersicht.

Eine Landtagsnachwahl.

Wien, 28. Juni 1901.

-th- Am 2. Juli wird im Wiener Gemeindebezirke Favoriten eine Nachwahl für den niederösterreichischen Landtag stattfinden. Die Wahl bekommt dadurch eine politische Bedeutung, daß zum erstenmal in Oesterreich bei der Bewerbung um ein Landtagsmandat ein Sozialdemokrat als aussichtsvoller Kandidat auftritt. Es ist Genosse Dr. Viktor Adler, der sich um den Sitz bewirbt, sein Gegenkandidat der Stadt- und Gemeinderat Nissaweg, ein echter Luegerscher „Barrierstock", ein Mensch, der in dem Vertretungskörper, dessen Mitglied er ist, den Mund noch nicht aufgemacht hat und der nicht einmal eine Kandidatenrede zu halten vermag. Eine solche Null als Gegner unseres Genossen Adler müßte die ohnedies günstigen Aussichten zur vollen Gewißheit erhöhen. In der That, ginge alles mit rechten Dingen zu, so könnte uns niemand den Siegespreis entreißen. Favoriten ist ein richtiges Arbeiterviertel, bei den Gemeinderatswahlen der vierten Kurie trugen wir trotz der dreijährigen Seßhaftigkeit den Sieg davon, bei den Reichsratswahlen fiel unserem Kandidaten eine große Mehrheit der Stimmen zu, wenn auch freilich der Bezirk durch die drei anderen mit ihm verkoppelten majorisiert wurde. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die Christlichsozialen zuerst keine große Lust zeigten, in den Wahlkampf einzutreten. Sie setzten es beim Statthalter, der völlig ihr Diener ist, durch, daß die Ausschreibung der Wahl möglichst lang hinausgeschoben wurde. Das Landtagsmandat war durch den Tod des Professors Schlesinger zugleich mit dem Reichsratsmandate vom Bezirk Josefstadt erledigt; die Nachwahl für den Reichsrat fand jedoch schon vor mehr als einem Monat statt, während die Frist für die Land-

Verlassen.

Von Gustaf af Geijerstam.

(Schluß.)

VI.

Tag für Tag überlegte Elin, wie sie es anfangen sollte, um Frederiks Besuch los zu werden. Nach Verlauf einiger Tage war er nämlich wieder gekommen wie zuvor. Er kam zwar seltener und blieb nicht mehr so lange sitzen wie früher, er kam aber doch, trotzdem ihn niemand darum ersuchte und Elin stets wortkarg, zuweilen, wie ihr selber schien, sogar geradezu unhöflich war. Er saß auf dem Stuhle neben dem Ofen und sprach von sich selber und seiner Liebe zu Elin, von seiner Frau und von seinen kleinen Kindern, von seiner Arbeit und von seinen Einkünften. Beständig kehrte er aber zu der alten Rede zurück, wie gut es ihnen gehen könnte, wenn er jetzt ledig gewesen wäre, vorausgesetzt, daß sie ihn doch genommen hätte.

Elin saß da und hörte ruhig zu. Sie hatte es satt, ihm zu widersprechen, und war herzlich froh, wenn er endlich ging. Und immer und immer wieder beschloß sie, das nächste Mal ihm gerade herauszusagen, er möge nicht wiederkommen; es ginge nicht; die Nachbarn hätten schon angefangen über seine Besuche zu reden. Sie verschob aber die Entscheidung immer wieder, und mit jedemmal wurde es auch schwerer, das entscheidende Wort zu sprechen.

Da erwachte Elin eines Nachts gegen 12 Uhr davon, daß jemand heftig an die Thür klopfte.

Elin richtete sich schlaftrunken im Bett auf und versuchte auch ihre Freundin zu wecken.

„Wer ist da?"

Wieder hörte sie starkes Klopfen. „Ich bin es."

„[illegible], Hilma, so wach doch auf. Es ist Frederik."

Der Lärm dauerte fort, und an der Stimme konnte Elin hören, daß Frederik betrunken war.

„Mach auf, sage ich Dir," rief er. „Mach auf, Elin."

Inzwischen war auch Hilma munter geworden. „Mach ihm auf keinen Fall auf," rief sie.

„Aber die Nachbarn!" erwiderte Elin. „Er weckt ja das ganze Haus."

Elin sprang aus dem Bett und begann sich anzukleiden. „Warte nur noch einen Augenblick. Ich komme gleich."

Sie schlang einen Shawl um den Leib, ging an die Thür und öffnete.

„Herrgott, was willst Du denn mitten in der Nacht?"

Er schob sie beiseite und kam ins Zimmer. Es war deutlich zu sehen, daß er sehr betrunken war. Er schwankte beim Gehen, sein Haar war in Unordnung, das Halstuch saß schief, und er sprach verworren und laut oder murmelte kaum hörbar unverständliche Worte.

Frederik setzte sich auf seinen gewöhnlichen Platz, warf in weitem Bogen seinen Hut in die eine Zimmerecke, zog darauf die Manschetten aus und warf sie in derselben Richtung. Dann lachte er, nickte Elin zu und sah sich um.

„Guten Tag, Mädchen," sagte er. „Nun bin ich wieder da."

Elin wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte.

„Aber lieber Frederik, geh doch jetzt Deiner Wege, ich bitte Dich. Du kannst ja dafür morgen wiederkommen."

„Nein, ich will jetzt hier bleiben. Ja, das will ich. Ich will jetzt hier bleiben, sag ich."

„Aber siehst Du denn nicht ein, daß das nicht geht? Denk, wenn Deine Frau es erfährt!"

„Das geniert mich nicht. Geht es nicht, nicht? Wie? Es geht nicht, sagst Du? Ach, Du nimmst es doch wohl nicht so genau. Es sind andere vor mir dagewesen. Ja wohl. Wenn ich auch kein feiner Herr bin, so . . ."

Elin trat an ihn heran. Ihre ganze kleine Gestalt zitterte und bebte.

„Was sagst Du?"

Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken, und er starrte sie blöde an.

„Ich werde hier bleiben, sage ich."

Elin war dem Weinen nahe. Sie ging zu Hilma, die ebenso geängstigt wie sie dalag und dem Auftritt zusah.

„Weißt Du mir nicht zu helfen?"

Auf dem Korridor draußen kamen Schritte, und eine Thür wurde geöffnet. Elin trat an Frederik heran und schüttelte ihn.

„Hörst Du nicht, Frederik? Es kommt jemand."

Er sah sie an, und ein Schimmer von Bewußtsein leuchtete in seinem Auge auf. Sie sah es und rief in ihrer Angst wiederum: „Hörst Du nicht? Es kommt jemand."

Er stand schlaff auf. Elin sprang nach seinem Hut und setzte ihn ihm auf den Kopf.

Darauf öffnete sie die Thür und schob ihn hinaus. Im selben Augenblick fragte eine Männerstimme draußen im Dunkeln: „Was ist denn das für ein verfluchter Lärm mitten in der Nacht?"

„Herrgott, er ist betrunken," rief Elin. „Und er ist nicht fortzubringen. Seien Sie so gut und helfen Sie uns, daß wir ihn los werden."

Elin schloß die Thür und lauschte ängstlich. Sie hörte schleifende Schritte und vernahm dann deutlich, daß zwei Menschen die Treppe hinuntergingen. Dann kam der eine wieder herauf und ging in seine Wohnung.

Am Tage darauf aber einigte sich Elin mit ihrer Freundin dahin, daß diesen unerträglichen Verhältnissen ein Ende gemacht werden müsse.

Elin war ja niemals mit Frederik verlobt gewesen. Sie hatte ihn bei sich ein- und ausgehen lassen, weil sie nicht wußte, wie sie ihn loswerden sollte, da sie sich vor ihm fürchtete, vielleicht auch deswegen, weil es ihr trotz allem nicht mißfiel, daß er ihr Zimmer neu tapezierte. Nun mußte das aber doch ein Ende haben.

Und nachdem sie die Angelegenheit eingehend besprochen hatten, zog Elin ihren Mantel an, ging direkt zu Frederiks Schwiegermutter, die sie oberflächlich kannte, und erzählte ihr die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende.

„Denn ich will nicht, daß Sie seinetwegen schlecht von mir denken," sagte sie. „Ich kann nichts dafür, daß es so ist, wie es ist."

Am Abend hatte Elin Angst, daß er kommen könnte, und sie hatte ihre Freundin gebeten, zeitig nach Hause zu kommen. Er ließ sich aber nicht blicken.

Am anderen Morgen, als Hilma eben gegangen war, wurde plötzlich an der Thür geklopft. Es war Frederik.

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19010629/1
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG